

Es reicht, wenn es weitergeht**I**

Ich habe mich an meinem Fehler festgebissen. Jetzt hängen die Zähne daran, kommen nicht mehr weg. Der Geschmack wird fad, mit der Zeit verändert er sich. So ist das eben mit Fehlern. Aber wem muss ich das sagen?

Gewiss nicht Frieder. Niemand weist mich öfter auf meine Schwachstellen hin als er.

Ich war ein ungeduldiges Kind. Und weil ich alles schnell machen wollte, ging es meistens schief. Kaum ein Anliegen gelang mir beim ersten Mal. Meine Eltern lobten mich nie - nicht einmal dann, wenn ich es verdient hatte. Selbst die Geburtstagsgeschenke, die ich für sie gebastelt hatte, musste ich neu machen. Nichts blieb vor ihrer Kritik verschont.

Einmal malte ich für Wilma, meine Mutter, ein Bild. Es stellte sie unter der Wäscheleine dar. Gut, die Leine war nicht ganz gerade - aber man konnte erkennen, was der Strich für eine Bedeutung hatte. Ich war sechs, vielleicht sieben. Sie sah mich nur kurz an, schüttelte den Kopf und sagte: „Die Proportionen stimmen nicht. Und der Himmel ist grün. Seit wann ist der Himmel hellgrün?“

Anschließend gab sie mir das Bild zurück. „Das kannst du besser“, sagte sie. Aus der Schublade im Wohnzimmer holte sie ein neues Blatt. „Versuch's noch mal“, forderte sie mich auf. Also setzte ich mich wieder hin.

Ich musste sie Wilma nennen. Mama war ein Begriff für

Kleinkinder. „Du willst doch erwachsen werden, oder?“, sagte sie und strich mir übers Haar. Die Geste war so gerade wie ein Ausrufezeichen - ein liegendes, umgekipptes, versteht sich. Nur am Scheitel berührte die Hand meinen Kopf.

Seltsam, warum Mütter immer genau dann ihre Hände übers Haar gleiten lassen, wenn sie ihre Kinder ermahnen. Das versteh ich nicht unter Zärtlichkeit. Wilma wollte damit ihre Sätze in mich hineindrücken, dachte wohl, mit der Hand auf meinem Kopf wandern sie schneller in mein Gedächtnis.

Ich sage da nur: Weit verfehlt.

Jetzt ist es Frieder, der mir übers Haar streicht. Wie einem Kind. Bei dieser Bewegung muss ich aufpassen. Die Berührung hat mit Erwartungen zu tun - nicht mit Liebe. Nur, dass der mahnende Zeigefinger nicht hervorsticht. Damit ich es nicht so deutlich merke.

Ich stehe auf und beginne, das Geschirr zu spülen. Frieders Blick fällt auf den nassen Schwamm in meiner Hand. „Nimm die Bürste zum Abwaschen“, sagt er. „Weißt du eigentlich, wie viele Bakterien sich in so einem Schwamm tummeln?“

Ich weiß es nicht, natürlich. Warum sollte ich ihre Anzahl ermitteln? Da erfrage ich lieber seine Geste auf meinem Kopf. Aber die Bürste nehme ich nicht. Ich lege den Schwamm neben den Wasserhahn zurück. „Dann spül doch du“, sage ich. Meine Stimme klingt unsicher. Das merke ich. Wie von jemandem, der gerade erst ausprobiert, wie es sich anfühlt, nein zu sagen. Vielleicht ist das albern bei diesen kleinen Dingen.

Eine Ablehnung für sich selbst bedeutet Schutz. Das Nein

muss meine Familie erst lernen.

II

Juni 1940. Großmutter steht am Tor und blickt in den Wind. Der Wind lässt das Metall über der Landschaft erklingen, deshalb spricht das Dorf vom „Singenden Tor“. Dahinter ist eine Schafherde. Großmutter hält sich an einer Stange fest und öffnet den Mund. Sie blickt sich um. Niemand ist da. Sie testet den Ton, den das Tor summt. Prüft, wie er sich auf den Lippen anfühlt. Ein A. Das weiß sie, obwohl sie keine Stimmgabel besitzt. Da ist ein Kribbeln in ihrem Hals. Sie ist noch jung. Noch heißt sie nicht Großmutter, sondern Agnes. Agnes bedeutet „die Reine“.

Agnes singt zusammen mit dem Tor. Probiert aus, welche Melodien zum Bordun passen. Sie hat viele in ihrem Kopf. Keine davon notiert sie. Einmal hat sie es versucht, aber ihre Mutter hat mit ihr geschimpft. Das gehört sich nicht für ein Mädchen. Lern erst mal kochen. Töne kannst du später noch haben. Das ist nichts fürs Leben. Erst brauchst du einen Mann. So hat sie sich immer weiter hineingeredet, bis der ganze Raum nur noch Stimme war. Vorwurf.

Agnes hat dann aufgehört mit dem Klavierspiel. Sie wollte nicht die Noten anderer wiedergeben.

Das Tor hat sich erwärmt. Sie lehnt daran und blickt auf. Von der Weide kommt Jappo. Er stellt sich neben sie, lächelt. Sagt, da ist ein Blatt und streicht ihr übers Haar. Um es zu entfernen, sagt er. Sein Zeigefinger ist in ihrem Nacken.

Sie legt den Kopf zurück. „Hörst du das Tor?“, fragt sie.

„Ich wüsste gern, wovon es den ganzen Tag singt.“

Die Luft riecht nach Wiesenblumen. Agnes schiebt einen Gedanken an ihre Eltern beiseite. „Mit ihm trifftst du dich nicht.“

Das ist ihr egal. Solche Neins gibt es in allen Familien. Sie wachsen mit den Erfahrungen. Eine Sprache der Alten, von der Agnes nichts wissen will. In ihrem Alter ist die Welt noch schön. Ihr Körper ist auf ein Ja eingestimmt. Sie fühlt nach dem Wind. Bleibt ganz nah bei Jappo, weil sich sein Gesicht gut anfühlt. Wie ein A, so warm. Deshalb trifft sie sich gern am Tor. In der Mittagssonne ist dort niemand. Nur eine kleine Wolke zum Wegträumen.

Nicht an die Eltern denken. Überhaupt will sie jetzt nicht weiter denken. Sie legt sich mit Jappo ins Gras. Die Haut ist noch weicher als die Wiese.

III

So viel Atem war Agnes noch nie. Dass sie davon etwas abgeben muss, ist ihr klar. Jetzt wartet ein anderer Mensch in ihrem Bauch. Sie trifft sich immer noch mit Jappo. Der Sommer hat sich nicht verändert und Blau hängt überall herum. Manchmal fällt es bis zu ihrem Kopf. So schön ist das.

Als Jappo geht, sind die Blätter rot. Auf einmal hat die Welt die Farbe gewechselt. Auch die Stille klingt jetzt anders, schärfer. Sie erinnert an zerbrechliches Glas.

Mutter ist hinter das Geheimnis gekommen und hat aufgehört,

Agnes das Essen zu bereiten. Ihr Kind soll verhungern, bevor die Welt etwas erfährt. Aber das Kleine bleibt, so unters Rot gelegt, in einer Schaukel namens Bauch. Agnes spürt, wie es sich dreht. Eine Bewegung wie ein Gruß.

Sie fragt sich, warum die Mutter es jetzt schon bemerkt hat. Man sieht noch gar nicht viel. Im Grunde noch gar nichts. Jedenfalls nicht unter dem weiten Pullover. Seit Wochen wählt sie nur noch große Kleidung, wäscht lieber einmal öfter.

Sie betrachtet die Häuser, die viel mehr Augen haben als sie, jedes Fenster ist eins, und sie beschließt, Bäume und Wälder und das Gras mehr zu lieben. Daran ist die Welt reich.

Meistens ist sie draußen, und der Wind macht ihr die Haare wild. Sie lässt diesen Wind zu ihrem Kind, öffnet den Mund und singt. Das alte Eisentor übernimmt den Bass. Für einen Augenblick wird es Musik, die alles andere übertönt – auch die Angst.

Doch die Mutter ist immer noch da. Für sie ist Agnes eine Schande. Sie beobachtet alles vom Fenster aus. Behält die Nachbarn im Auge. Bald wird sich der Bauch wie eine Kugel wölben. Immer wieder sagt sie, das Kind muss weg. Es darf nicht geboren werden.

Anfangs legte sie immer weniger auf den Tisch. Erst fehlte das Brot, dann die Milch. Schließlich blieb nur noch Wasser. Agnes wundert sich nicht mehr. Sie hat sich daran gewöhnt, mit dem Hunger zu sprechen wie mit einem alten Tier, das schon zu träge ist, von seinem gewohnten Platz fortzugehen.

Aber wenn sie heimkommt, wartet die Mutter. Jedes Mal ist sie da. Mit einem Blick, der kälter ist als aller Wind. Kälter als der Herbst.

Und irgendwann beginnt die Mutter, gar nichts mehr zu geben. Kein Brot, kein Wasser, nicht einmal ein Kopfnicken. Morgens stellt sie einen leeren Teller an Agnes' Platz. Abends wiederholt sich das Spiel.

Agnes fragt nicht. Sie weiß, dass es jede Frage nur noch schlimmer macht. Also schweigt sie. Sie sitzt in der Küche, wo der Geruch von Eintopf in der Luft liegt. Sie fühlt, wie ihr Bauch schwerer wird, während sie selbst an Gewicht verliert.

Manchmal denkt sie, dass das Kind nun auch hungert, dass es kleiner wird mit jedem Tag. Aber dann spürt sie, wie es sich regt, wie es einen Fuß ausstreckt oder sich gegen ihre Rippen lehnt. Es ist seine Art zu sagen: Ich bleibe.

Die Mutter beobachtet Agnes dabei. Ihr Blick ist hart. Sie legt die Hände gefaltet auf den Tisch - wie zum Gebet. Vielleicht betet sie tatsächlich in sich hinein, ruft den Herrgott an mit dem innigen Wunsch, dass es bald vorbei sei. Er soll das Kind auflösen wie ein Gerücht, das vom Leben eingeholt, übertönt wird. Aber er tut es nicht. Der Herrgott weigert sich, das Kind zu sich zu nehmen.

Schließlich verschwindet auch der Stuhl vom Essplatz. Agnes setzt sich zu den Mahlzeiten nicht mehr in den Kreis der Familie. Manchmal steht sie im Türrahmen und schaut zu. Doch all das ändert nichts, und so wächst in der Mutter ein Zorn. Der Zorn hat zwei Augen, die funkeln, und die Hände

sehen so aus, als würden sie am liebsten Teller an die Wand werfen. Natürlich tun sie das nicht, es ist Krieg und in Zeiten des Mangels ist Beherrschung angesagt. Das weiß jeder, auch die Mutter.

„Du hast uns ins Verderben gebracht“, sagt sie eines Tages. Dabei reißt sie Agnes den Pullover nach oben und presst ihre Arme um den Bauch. Agnes windet sich, flieht nach draußen. Dort bleibt sie stehen, keuchend, den Pullover immer noch hochgeschoben, den Bauch in der kalten Luft. Die Tür schlägt hinter ihr zu. Sie legt die Hände schützend auf die Rundung.

Als Agnes nach Stunden wieder hereinkommt, liegt das Tischtuch gefaltet auf dem Schrank. Der Essplatz existiert nicht mehr. Kein Stuhl, kein Teller, nur noch leerer Raum. Auch die übrige Familie soll jetzt wohl verschwinden. Was denkt sich die Mutter dabei? Agnes spürt die Sprache im Hals. Sie bleibt dort als Kugel liegen. Es gibt nichts mehr zu sagen.

Sie geht in die Kammer, in der sie schläft. Dort ist es dunkel, aber wenigstens stellt niemand Fragen. Sie setzt sich aufs Bett, zieht die Knie an die Brust, so weit es noch geht.

Manchmal glaubt sie, das Kind kann es spüren. Weiß, dass es nicht willkommen ist.

Dann legt sie die Hand auf den Bauch und flüstert: „Bleib. Ich weiß nicht wie, aber bleib.“

Agnes stiehlt jetzt immer häufiger auf den Feldern oder schiebt in die Gärten der Nachbarn. Zuerst nur in der Dämmerung, wenn das Licht so schwach ist, dass die Erde grau wirkt und die Pflanzenreihen kaum zu unterscheiden sind. Später wird sie mutiger. Was hat sie noch zu verlieren? Nichts. Doch: ihr Kind.

Also braucht sie etwas zu essen. Die Rüben wachsen in den Boden. Sie hat klamme Finger, aber sie zieht sie trotzdem heraus. Manchmal brechen die Spitzen ab, dann pult sie im kalten Dreck.

Sie hat sich daran gewöhnt, auf jeden Laut zu achten. Ein Hund bellt in der Ferne. Im Laub raschelt es. Die Stille ist nie vollkommen. Überall lauern kleine Geräusche, Drohungen. Erst wenn sie sich sicher genug fühlt, geht sie weiter. Sie schiebt sich an den Zaun, wo ein paar welke Kohlköpfe stehen. An einer Stelle ist eine Lücke im Draht. Ihre Hände zittern, als sie die Blätter abreißt, eins nach dem anderen, so leise sie kann.

Der Wind geht über die Pflanzen, zieht an Agnes' Kleid. Sie tastet nach der Beute, stopft die Rüben und den Kohl unter die weite Jacke. Ihre Schwangerschaft tritt noch deutlicher hervor, mit all dem Gemüse im Innenfutter der Kleidung.

Auf dem Rückweg stolpert sie fast. Ihr Herz rast. Niemand ruft. Niemand packt sie am Arm. Sie rennt nicht - das würde auffallen -, aber sie geht schneller als üblich, um sich in Sicherheit zu bringen.

Über den Feldern geht jetzt das Grau in Schwarz über. Die Landschaft hat sie nicht verraten. Diesmal nicht.

Noch immer ist sie tagsüber draußen, trotz der zunehmenden Kälte. Aber sie fängt an, das Feuer zu spüren. In letzter Zeit ist da ein merkwürdiges Brennen auf der Haut.

Wenn sie sich ganz darauf konzentriert und ihm nachspürt, beginnt ein anderer Zustand. Dann merkt sie Flügel an ihren Schultern. Sie weiß, dass das nicht sein kann. Aber sie will darüber nicht nachdenken. Es fühlt sich richtig an. Also erhebt sie sich, bis in die Wolke zum Wegträumen, die damals über dem Tor hing.

Unter ihr erstreckt sich endloses Gras. Sie schlägt mit den Schwingen und nähert sich dem See. Dort landet sie, taucht die Krallen ins Wasser. Ihr ist nicht mehr kalt.

Wassertropfen spritzen ins Gefieder. Niemand ist da, auch kein anderes Tier. Sie muss an ihr Kind denken, blickt sich um. Nichts. Sie fliegt also wieder, eilt den ganzen Weg zurück. Ein starker Gegenwind kommt auf.

Sie braucht ein paar Minuten, um zu verstehen, wo sie sich befindet. Sie sitzt in einem Viehunterstand. Um diese Zeit sind die Weiden leer.

Es passiert jetzt immer wieder, dass sie entgleitet. Von Jappo hat sie nichts mehr gehört. Keine Feldpost, kein Lebenszeichen. Oder hat ihre Mutter die Briefe abgefangen?

v

Auch Wilma muss das Wort „nein“ erst üben. Sie fühlt sich nie angenommen. Es ist so viel einfacher, mit einem Ja in die Welt zu gehen. Ein offener Laut, der lange nachhallt -

wie der Bordunton am Singenden Tor.

Manche Wörter sind nur Milchzähne für die Welt und fallen früh aus. Großmutter hat sie noch gekannt. Aber „ja“ und „nein“ - sie bleiben. Sie machen das ganze Leben aus, tönen von Vorfahr zu Vorfahr. Bis zu Wilma. Bis zu mir.
Sie bilden die Kette aus Ereignissen, die alles verbindet.

VI

Wilmas Geburt beginnt in einer Nacht, in der die Felder leer sind. Kein Kohl, keine Rüben mehr, nur graue Erde mit Löchern, in denen Wurzeln fehlen. Agnes hat Mühe damit, Essbares zu finden. Schon seit Wochen schleicht sie nicht mehr nur über die Äcker. Viel öfter durchsucht sie Trümmerhaufen und Ruinen.

Sie gräbt im Schutt neben splittrigem Holz, wühlt in Kisten, sucht in Dosen verschimmeltes Brot. Ihre einzige Möglichkeit, Beute zu machen.

Vieles davon lässt sich verkaufen - ein Kochlöffel, ein Paar roter Lackschuhe. Wenn die Bomben ausbleiben, wird die Angst kleiner. Aber auch die Möglichkeit, etwas zu finden. Wo Menschen sterben, bleiben Dinge übrig. Auf diese Reste ist Agnes angewiesen.

Sie denkt nicht mehr darüber nach, was sie tut. Sie ist wie ein Tier, das in fremde Nester geht, weil sie kein eigenes mehr hat.

In dieser Nacht sucht sie noch lange weiter, aber sie kommt mit leeren Händen zurück. Der Hunger rumort in ihr, übertönt

den Herzschlag des Kindes.

Als sie auf ihr Bett sinkt, beginnt der Schmerz,

unerträglich zu werden. Er fährt durch den gesamten Leib.

Sie braucht eine Weile, bis sie begreift, dass es anfängt.

Dass das Leben, das sie so mühsam verteidigt hat, jetzt hinauswill.

Sie versucht, ruhig zu atmen. Aber der Schmerz nimmt zu, vernebelt ihr das Bewusstsein. Ihr Körper gehört nicht mehr ihr. Er ist nur ein fremder Fleischbrocken, der freigibt, was er nicht länger halten kann.

Draußen röhrt sich kein Laut. Weder ein Hund noch eine Sirene sind zu hören. Nur die nackte Stille, die zu ihr hereinkriecht und in der sie allein mit dem Kind ist.

Dann hört sie ein dünnes, ungeduldiges Schreien. Sie beugt sich vor, tastet nach der kleinen, warmen Gestalt. Ihre Hände sind blutig. Ein winziger Arm zuckt und weiß nicht wohin.

„Wilma“, flüstert sie. Der Name schmeckt fremd und heilig auf ihrer Zunge.

Er setzt sich aus Willen und Schutz zusammen. Alles, was ihr Kind bis zu dem Zeitpunkt für sie war.

Für einen Moment wird es hell in ihrem Kopf. Sie hat es geschafft. Aus Hunger und Angst ist etwas hervorgekommen, das nicht aufhört zu atmen.

Sie zieht Wilma an ihre Brust.

Wilma wächst langsam auf, aber beständig. Für sie ist die Welt ein Ja. Daran ändert auch der Krieg nichts. Später erinnert sie sich nicht mehr an die Bomben. Sie ist noch zu klein, kennt nur die sichere Zeit der Folgejahre. Sie ist ein neugieriges Kind, das allem offen entgegentritt. Einmal, als ein Junge aus der Nachbarschaft sie an der Hand nimmt und hinter den Schuppen zieht, steht sie einfach da, ohne ein Wort. Er riecht nach Erde und etwas Bitterem, das sie nicht kennt. Sie spürt, dass sie hätte weggehen sollen. Aber der Wind ist so schön und die Sonne und der Holunderduft. Also wartet sie, bis es zu spät ist. Danach läuft sie nach Hause.

Sie ist nur eine kleine Schande, weil nicht viel passiert ist. Ihre Mutter wäscht ihr das Gesicht, kämmt ihr die Haare. Sieht den Schmutz auf ihrem Kleid und zieht ihr ein anderes an. Niemand fragt, warum sie so still ist. Vielleicht merkt es Agnes auch nicht.

Für Wilma bleibt die Welt offen. In dieser Weite wächst sie auf. Sie läuft über die Felder, klettert auf Mauern, sammelt Schneckenhäuser und Bucheckern. Manchmal, wenn sie abends im Bett liegt und die Stimmen der Erwachsenen durch die Wand dringen, spürt sie, dass auch ein Ja seine Grenzen hat. Worte passen hindurch. Umarmungen nicht. Dann zieht sie die Decke bis ans Kinn und stellt sich vor, selbst ein Wort zu sein. Weil Worte nicht aufzuhalten sind.

VIII

Aber das sind sie. Worte erreichen so wenig. Manchmal frage

ich mich, ob wir nicht alle aus Neins gemacht sind, die zu spät ihren Weg fanden.

Vielleicht wird meine Tochter es anders haben. Oder ihr Kind. Sie steht oft in der Tür, schaut mich an - ein Blick, den ich kenne, weil er mein eigener ist. Ich greife auf, was Wilma mir hinterlassen hat: den Tadel, das Kopfschütteln. Das alles bin ich.

Einmal hat meine Tochter mir ein Bild gemalt. Da waren keine Linien, keine Wäschleine, nur Flächen aus dicken Farben, mit breiten Wachsmalstiften aufgetragen. Die Ränder gingen ineinander über. Ein Bild ohne Grenzen, ohne strikte Trennungen. Ich habe es nicht kritisiert.

Jetzt hängt es an der Küchenwand. Obwohl unsere Welt anders ist. Vielleicht ist das der Anfang. Kein Lob, keine Kritik. Nur ein Platz, an dem etwas bleiben darf.

Meine Tochter hat mich angesehen. Ob ich das ernst meine? Das Aufhängen. Das fragt sie nicht. Das Schweigen spricht es. Und dann ist sie weggegangen.

Es ist nicht viel. Aber es ist mehr, als ich hatte.

Wie sie später zurückkommt, legt sie ihre Hand auf meinen Arm. Ganz vorsichtig, wohl um zu prüfen, ob sie mich überhaupt anfassen darf, ohne dass ich kaputtgehe.

IX

Wir alle gehen kaputt und bleiben doch. Ich streiche ihr übers Haar. So wie das Mütter machen. Diesmal aber nicht, um sie zu ändern. Ich will ihr nur zeigen, dass sie mein Kind ist.

Übrigens hat sich Agnes mit dem Leben versöhnt. Sogar ihrer Mutter hat sie sich wieder angenähert.

Es war an einem regnerischen Nachmittag. Sie saß am Küchentisch und schälte Kartoffeln für das Abendessen. Die Mutter setzte sich gegenüber. Neben ihnen lag Wilma zusammengerollt auf einer Decke. Sie hatte hohes Fieber. Ab und zu öffnete sie die Augen, suchte wohl nach etwas Vertrautem. Agnes fuhr ihr sanft über die Stirn, um das Fieber fortzustreichen. Aber es blieb.

In diesem Augenblick begriff Agnes, dass ihre Mutter niemanden retten konnte, weil sie sich selbst nie gerettet hatte. Aber war das noch wichtig? Lange hatten beide an ihrem Groll festgehalten. Jetzt überwog die Müdigkeit. Wortlos suchte die Mutter nach einem Messer, um zu helfen. Agnes kam ihr zuvor und reichte ihr eins. Ihre Finger berührten sich ganz kurz. Die Hände der Mutter zitterten, und Agnes verstand, dass auch sie nicht wusste, wie das geht – eine Mutter sein. Es war keine Entschuldigung. Kein Verzeihen. Aber es war genug, um weiterzumachen. Sie saßen lange so da, während der Regen auf das Dach trommelte und die Kartoffelschalen im Eimer landeten.

x

Man lernt nicht, ein Kind zu erziehen. Man lernt nur, nicht davonzulaufen.

Als ich am nächsten Morgen aufwache, steht Frieder schon in der Küche. Er hat die Kaffeemaschine auseinandergenommen, weil sie tropft. Seine Brille sitzt schief. Das macht ihn

verletzlich und gibt seinem Gesicht etwas Weiches. Ich lehne im Türrahmen und sehe ihm zu, wie er jedes Einzelteil prüft.

„Ach, lass doch“, sage ich. „Es muss nicht perfekt sein.“

Frieder hebt den Kopf: „Dann geht es wieder kaputt.“ Er wischt sich die Hände an einem Geschirrtuch ab.

Ich denke an Wilma, an Agnes, an all die Versuche, etwas richtig zu machen, das keine Form hat. Familie. Liebe. Das große, gestaltlose Ding, das wir trotzdem ständig vermessen.

„Heute kommt Wilma“, sage ich, nur um etwas zu sagen. Er nickt, zieht die Augenbrauen hoch. „Und? Hat sie wieder an allem herumzumäkeln?“

„Vielleicht.“ Ich spüre ein Lächeln in mir, das nicht spöttisch ist. „Lass sie doch. Sie wird alt.“

Ich gehe ins Wohnzimmer, wo noch immer die Kiste mit alten Fotos steht. Auf dem obersten Bild hält sie mich auf dem Arm. Ich bin vielleicht drei. Ich nehme das Foto heraus und lege es auf den Tisch.

Später, als Wilma kommt, bleibt sie in der Tür stehen. Sie sieht müde aus. Wir reden kaum. Es gibt Kartoffelsuppe und altes Brot. Frieder macht schon den Mund auf, als Wilma den Löffel ins Wasserglas stellt. Dann bricht er den Satz ab. Nach dem Essen bleiben wir noch eine Weile sitzen. Niemandräumt ab. Ich sehe Wilma an, sehe Agnes in ihr. Und ein bisschen auch mich.

Draußen wird es dunkel. Ein blauer Abend, der sich über die Häuser legt. Ich muss an das Singende Tor und an Agnes denken. Wilma streicht sich eine Strähne hinters Ohr, so wie ich, wenn mir nichts mehr einfällt.

„Willst du das Foto sehen?“ frage ich.

Wilma zuckt die Schultern. „Was soll ich damit?“ Sie zieht die Strickjacke enger um sich.

„Vielleicht nichts.“ Ich lege das Bild wieder in die Kiste zurück.

Frieder rutscht mit dem Stuhl zurück und steht auf. Das Holz scharrt über die Fliesen. „Ich bring den Müll raus“, sagt er. Die Tür fällt hinter ihm zu. Ich kann nicht umhin, es als Vorwurf aufzufassen.

Wilma betrachtet die Tischkante. Ihre Finger klopfen ein Muster.

„Weißt du“, sage ich, „es geht nicht darum, alles besser zu machen.“

Sie hebt den Kopf. Wieder fällt mir auf, wie müde sie ist. Wir alle sind erschöpft.

Wie alt wir beide geworden sind.

„Es reicht, wenn es weitergeht“, sage ich.

Wilma antwortet nicht. Dann schiebt sie ihre Hand über den Tisch. Ihre Finger berühren meine.